

und rief aus vollem Hals »Weihmann«.

Ich schob den Kopf vor und küsste sie auf ihre pralle Wange.

»Nicht Küsschen!«, sagte sie.

Ich lachte.

»Darf ich dich dann küssen, Vanja?«

»Nee!«, antwortete Vanja.

Ein kleiner, aber gleichmäßiger Strom von Menschen ging ununterbrochen an uns vorbei, die meisten waren hell gekleidet, in kurzen Hosen, T-Shirts und Sandalen, ein paar trugen Jogginghosen und Joggingsschuhe, auffallend viele waren dick, kaum jemand war gut gekleidet.

»Mein Papa ist im Gefängnis!«, rief Heidi zufrieden.

Vanja drehte sich im Wagen um.

»Nein, Papa ist nicht im Gefängnis!«, sagte sie.

Ich lachte erneut und blieb stehen.

»Wir warten hier ein bisschen auf die Mama«, sagte ich.

Dein Papa sitzt im Gefängnis war etwas, was die Kleinen im Kindergarten zueinander sagten. Heidi hielt es für etwas ungemein Großartiges und sagte es immer, wenn sie mit mir angeben wollte. Als wir vor kurzem vom Schrebergarten nach Hause wollten, hatte sie es Linda zufolge im Bus zu einer älteren Dame in der Sitzbank hinter ihr gesagt. Mein Papa ist im Gefängnis. Da ich nicht dort war, sondern mit John noch an der Bushaltestelle stand, blieb die Behauptung unwidersprochen.

Ich senkte den Kopf und wischte mir mit dem Ärmel des T-Shirts den Schweiß von der Stirn.

»Kann ich noch ein Los bekommen?«, sagte Vanja.

»Kommt nicht in Frage«, antwortete ich. »Du hast doch schon ein Stofftier gewonnen!«

»Bitte, Papa, noch eins?«, bettelte sie.

Ich wandte mich um und sah Linda näher kommen. John saß aufrecht im Kinderwagen und wirkte unter seinem Sonnenhut zufrieden.

»Alles in Ordnung?«, sagte ich.

»Mm. Ich habe den Stich mit kaltem Wasser gewaschen. Aber er ist müde.«

»Dann schläft er im Auto ein«, sagte ich.

»Wie viel Uhr es wohl ist?«

»Halb vier vielleicht?«

»Dann wären wir um acht zu Hause?«

»Ungefähr.«

Ein weiteres Mal überquerten wir den kleinen Kirmesplatz und kamen an dem Piratenschiff vorbei, einer kläglichen Holzfassade mit ein paar Laufstegen dahinter, wo hier und da ein einbeiniger oder einarmiger Mann mit Schwert und Kopftuch stand, dem Freigehege mit Lamas und dem Gehege mit Straußen, der kleinen betonierten Fläche, auf der ein paar Kinder mit Kettcars fuhren, und gelangten schließlich zum Eingangsbereich, wo es einen Hindernisparcours gab, will sagen ein paar Balken und Bretterwände mit einem Netz dazwischen, ein Bungee-Jumping-Gerüst und eine Eselreitbahn, bei der wir Halt machten. Linda nahm Heidi, trug sie zur Warteschlange und setzte ihr einen Helm auf, während Vanja und ich mit John am Zaun stehen blieben und zusahen.

Jeweils vier Esel liefen geführt von den Eltern. Die Strecke war nicht länger als dreißig Meter, aber die meisten benötigten relativ lange, um sie zu gehen, denn hier handelte es sich um Esel, nicht um Ponys, und Esel bleiben stehen, wenn ihnen danach ist. Verzweifelte Eltern zogen möglichst fest an den Zügeln, ohne dass sich die Tiere von der Stelle rührten. Sie klopfen ihnen auf die Seite, ohne dass es etwas nutzte, die Esel blieben trotzdem stehen. Eines der Kinder weinte. Die ganze Zeit über rief die Frau, der man die Chips übergab, den Eltern Ratschläge zu. Ziehen Sie, so fest Sie können! Fester! Einfach ziehen, das macht denen nichts aus. Fest! So ist es gut!

»Schau mal, Vanja«, sagte ich. »Die Esel wollen nicht laufen!«

Sie lachte. Ich freute mich, weil sie sich freute. Gleichzeitig machte ich mir ein wenig Sorgen, wie es Linda ergehen würde; sie hatte kaum mehr Geduld als Vanja. Als die beiden an der Reihe waren, löste sie die Aufgabe jedoch mit Bravour. Wenn der Esel stoppte, drehte sie sich jedes Mal um, stand mit dem Rücken zur Flanke des Tiers und machte mit dem Mund Schnalzlauten. Sie war in ihrer Kindheit geritten, Pferde hatten in ihrem Leben lange im Mittelpunkt gestanden, das musste der Grund sein.

Heidi strahlte auf dem Rücken des Tiers. Als sich der Esel von ihrem Trick nicht mehr täuschen ließ, zog Linda so fest und entschlossen am Zaumzeug, dass er keinerlei Spielraum für seine Bockigkeit bekam.

»Du reitest ganz toll!«, rief ich Heidi zu und sah zu Vanja hinunter. »Möchtest du auch?«

Vanja schüttelte verbissen den Kopf und rückte ihre Brille gerade. Seit sie anderthalb war, hatte sie auf Ponys geritten, und in dem Herbst, in dem wir nach Malmö umzogen und sie zweieinhalb war, begann sie in einer Reitschule. Sie lag

mitten im Volksgarten, eine triste und heruntergekommene Reithalle mit Sägespänen auf dem Boden, die für sie ein Abenteuer war, sie saugte alles in sich auf und wollte davon erzählen, wenn es vorbei war. Mit geradem Rücken saß sie auf ihrem struppigen Pony und wurde von Linda immer wieder im Kreis geführt, oder, wenn ich alleine mit ihr hinging, von einem der elf- oder zwölfjährigen Mädchen, die dort ihr ganzes Leben zu verbringen schienen, während eine Reitlehrerin in der Mitte die Runde machte und ihnen erklärte, was sie tun sollten. Dass Vanja ihre Anweisungen nicht immer verstand, war nicht weiter schlimm, wichtig waren vielmehr das Erlebnis mit den Pferden und die Atmosphäre, die sie umgab. Der Stall, die Katze, die im Heu Junge bekommen hatte, die Liste, wer an diesem Nachmittag welches Pferd reiten würde, der Helm, den sie sich aussuchte, der Augenblick, in dem das Pferd zur Halle geführt werden sollte, das Reiten selbst, Gebäck und Apfelsaft, die sie hinterher im Café bekam. Es war der Höhepunkt der Woche. Im Laufe des folgenden Herbsts änderte sich dies jedoch. Die Kinder bekamen eine neue Lehrerin, und Vanja, die älter aussah als ihre knapp vier Jahre, wurde mit Anforderungen konfrontiert, denen sie nicht gewachsen war. Obwohl Linda Bescheid sagte, hörte es nicht auf. Vanja begann zu protestieren, wenn sie hin sollte, sie wollte nicht, auf gar keinen Fall, und schließlich machten wir der Sache ein Ende. Selbst als sie Heidi auf der kleinen Eselstour durch den Park sah, wo nichts gefordert wurde, wollte sie nicht.

Wir hatten noch etwas angefangen, eine Singstunde, in der die Kinder zusammen sangen, aber auch zeichneten und puzzelten. Als sie zum zweiten Mal dort war, sollten sie ein Haus zeichnen, und Vanja hatte das Gras davor blau gemalt. Die Gruppenleiterin war zu ihr gegangen und hatte gesagt, Gras sei grün, nicht blau, konnte sie ein neues Bild malen? Vanja hatte ihre Zeichnung zerfetzt und so trotzig reagiert, dass die anderen Eltern die Augenbrauen hoben und froh über ihre eigenen wohlherzogenen Kinder waren. Vanja ist so vieles, in erster Linie aber scheu, und dass sich dies schon jetzt verfestigt, beunruhigt mich. Ihre Kindheit zu begleiten, verändert auch das Bild meiner eigenen Kindheit, nicht so sehr wegen der Qualität, sondern wegen der Quantität, der vielen Zeit, die man mit seinen Kindern verbringt, die schier unermesslich lang ist. So viele Stunden, so viele Tage, so unendlich viele Situationen, die sich ergeben und durchlebt werden. Aus meiner eigenen Kindheit sind mir nur eine Handvoll Episoden im Gedächtnis geblieben, die ich alle als bahnbrechend und bedeutsam empfand, obwohl sie eigentlich, wie ich heute erkenne, in einem Meer anderer Geschehnisse schwammen, was ihren Sinn gänzlich auslöscht, denn woher will ich eigentlich wissen, dass ausgerechnet diese

Ereignisse, die sich mir eingebrannt haben, entscheidend waren und nicht all die anderen, über die ich nicht das Geringste weiß?

Wenn ich Dinge dieser Art mit Geir diskutiere, mit dem ich täglich eine Stunde telefoniere, zitiert er immer wieder Sven Stolpe, der irgendwo schreibt, dass Ingmar Bergman immer Bergman gewesen wäre, ganz gleich, wo er aufgewachsen wäre, will sagen, dass man unabhängig von äußeren Bedingungen der ist, der man ist. Wie man der Familie begegnet, kommt vor der Familie. Als ich aufwuchs, wurde mir beigebracht, alle Eigenschaften, Handlungen und Vorfälle durch das Milieu zu erklären, in dem sie entstanden waren. Das Biologische und Genetische, also das Gegebene, hatte man im Grunde nicht im Blick, und wenn es auftauchte, wurde es misstrauisch beäugt. Eine solche Haltung mag auf den ersten Blick humanistisch erscheinen, da sie so eng mit der Vorstellung verbunden ist, dass alle Menschen gleich sind, bei genauerem Hinsehen kann sich darin jedoch ebenso gut eine mechanistische Auffassung vom Menschen ausdrücken, der leer geboren sein Leben von der Umgebung formen lässt. Lange habe ich mich rein theoretisch mit dieser Problematik auseinandergesetzt, die so grundlegend ist, dass sie in praktisch jedem Zusammenhang als Sprungbrett dienen kann – ist beispielsweise das Milieu der Faktor, der betont wird, ist der Mensch zunächst einmal sowohl gleich als auch formbar, und der gute Mensch kann geschaffen werden, indem man in seine Umgebung eingreift, daher der Glaube der Generation meiner Eltern an den Staat, das Bildungssystem und die Politik, daher ihre Begierde, alles zu verschmähen, was einmal gewesen war, und daher ihre neue Wahrheit, die sich nicht im Inneren des Menschen befand, sondern im Gegenteil im Äußeren des Menschen, dem Kollektiven und Allgemeinen, vielleicht am allerdeutlichsten zum Ausdruck gebracht von Dag Solstad, der seit jeher der Chronist seiner Epoche gewesen ist, in jenem Text von 1969, in dem sein berühmter Satz »Wir wollen dem Kaffeekessel keine Flügel verleihen« steht: fort mit allem Geistigen, fort mit allem Erbaulichen, für einen neuen Materialismus – dass die gleiche Haltung jedoch hinter dem Abriss alter Stadtteile, dem Bau von Straßen und Parkplätzen stand, was von der intellektuellen Linken natürlich abgelehnt wurde, kam ihnen niemals in den Sinn und kann ihnen vielleicht auch erst heute in den Sinn kommen, seit die Verbindung zwischen Gleichheitsgedanken und Kapitalismus, Wohlfahrtsstaat und Liberalismus, dem Materialismus des Marxismus und der Konsumgesellschaft, einleuchtend ist, denn der größte Gleichmacher von allen ist das Geld, es hebt alle Unterschiede auf, und sind dein Charakter und dein Schicksal formbare Größen, so ist das Geld der naheliegendste Formgeber, und daraus entsteht das faszinierende

Phänomen, dass Menschen massenhaft ihre eigene Individualität behaupten, indem sie identisch handeln, während diejenigen, die einst durch ihre Bejahung der Gleichheit, ihre Betonung des Materiellen und ihren Glauben an Veränderung die Tür öffneten, nun gegen ihr eigenes Werk wüten, von dem sie annehmen, der Feind hätte es erschaffen – aber wie alle simplen Argumentationen entspricht auch dies nur bedingt der Wahrheit, denn das Leben ist keine mathematische Größe, es hat keine Theorie, nur Praxis, und auch wenn es verlockend erscheint, die Umgestaltung der Gesellschaft durch eine Generation auf der Basis ihrer Sicht des Verhältnisses zwischen Vererbung und Milieu zu deuten, so ist diese Verlockung doch literarisch und besteht aus der Freude am Spekulieren, also daran, das Denken durch die verschiedensten Gebiete menschlichen Wirkens zu fädeln, und weniger aus der Freude daran, das Wahre zu sagen. Der Himmel hängt tief in Solstads Büchern, sie reagieren ungeheuer sensibel auf Strömungen der Gegenwart, vom Gefühl der Entfremdung in den sechziger Jahren, der Feier des politischen Aufbruchs in den Siebzigern, und dann, als diese Winde gerade zu wehen begannen, bis zur Distanzierung am Ende des Jahrzehnts. Dieses Wetterfahnenhafte braucht weder Stärke noch Schwäche eines schriftstellerischen Werks zu sein, es ist vielmehr Teil seines Materials, Teil seiner Orientierung, und bei Solstad lag das Entscheidende wohl immer woanders, nämlich in der Sprache, die in ihrer neualtertümlichen Eleganz funkelt und unnachahmlich und voller Geist einen ganz eigenen Glanz ausstrahlt. Diese Sprache kann nicht erlernt werden, diese Sprache kann man nicht käuflich erwerben, und genau darin besteht ihr Wert. Es ist nicht so, dass wir gleich geboren werden und die Lebensbedingungen unsere Lebensläufe ungleich machen, es verhält sich umgekehrt, wir werden verschieden geboren, und die Lebensbedingungen gleichen unsere Leben einander an.

Wenn ich an meine drei Kinder denke, habe ich nicht nur ihre charakteristischen Gesichter vor Augen, sondern auch ein ganz bestimmtes Gefühl, das sie ausstrahlen. Dieses Gefühl, das unveränderlich bleibt, ist das, was sie für mich »sind«. Und was sie »sind«, hat seit den allerersten Tagen mit ihnen stets in ihnen existiert. Damals konnten sie ja nichts, und das Wenige, was sie konnten, zum Beispiel an der Brust saugen, reflexartig den Arm heben, sich umschauen, nachahmen, konnten sie natürlich alle, weshalb das, was sie »sind«, nicht mit dem zusammenhängt, was sie können oder nicht können, sondern eher eine Art Licht ist, das in ihnen leuchtet.

Ihre Charakterzüge, die sich bereits nach ein paar Wochen andeutungsweise zeigten, sind ähnlich unverändert geblieben, und sie sind bei jedem einzelnen von ihnen so verschieden, dass schwer vorstellbar ist, die Bedingungen, die wir ihnen